

Anastafius Grün.



gleich eine gewisse Klasse kritischer Propheten, oder besser prophetischer Kritiker, Ach und Weh schreit über die Richtung der jetzigen, lyrischen Poesie; wenn diese gestrengen Herren auch mit unumstößlicher Gewissheit den gänzlichen Untergang derselben weissagen und sich mit freudiger Emsigkeit eine wasserdichte Arche zusammenkleistern aus Dedikationen und Festgedichten zu Geburtstagen hoher und höchster Personen, wenn diese braven Männer schon im Geiste die Brieftaube heranklattern sehen, statt des Oelblatts ein Hofrathspatent im Schnabel, so mag das glauben, wer's will; ich aber meine, der sonnige Regenbogen der Versöhnung wird sich über uns wölben auch ohne diese Sündfluth, Friede breitend, Heil bringend, Haß und Zwietracht versöhnend.

Auch Anastafius Grün ist oft genug für einen Dichter ausgeschrien worden, der in dieser verderbten Zeit poetischer Sünde und Schande weidlich das Seinige dazu beitrüge, jene schreckliche Katastrophe zu beschleunigen. — „Anstatt eine neue Welt zu schaffen, wie es der Dichter soll, reproducirt er nur etwas längst Dagewesenes, einförmig Begränztes, die Empfindungen seines eigenen, leidenden Innern, und um diese Feere zu verdecken, zieht er Gegenstände und Gedanken in den Kreis der Poesie, welche der Natur derselben fern liegen.“

So ungetähr lautet das Urtheil, mit welchem Grün's Gegner dem reich begabten Dichter bei jeder Gelegenheit gegenübertreten, und es ist in der That sehr zu bedauern, daß diese Herren, anstatt sich in diesen und ähnlichen, allgemeinen Redensarten zu erschöpfen, uns nicht eine mehr detaillirte Definition dessen geben, was sie eigentlich unter lyrischer Poesie verstehen.

Daß die Lyrik sich grade nur in der poetischen Subjectivität des Dichters begründet, und diese subjectiven Empfindungen desselben sich mit den objectiven, von Außen her aufgenommenen Einwirkungen zu einem Ganzen amalgamiren, welches dann als poetische Schöpfung an's Licht tritt, wenn eben die Basis dieser Schöpfung, das Gefühl des Dichters, poetisch zu nennen ist, das ist ein zu allgemein bekannter und seit dem Bestehen deutscher Lyrik feststehender Punkt, als daß es nöthig wäre, etwas darüber zu sagen. — War nun die lyrische Poesie einer früheren Periode daran gewöhnt, Abends in mondlichtiger Verzückung spazieren zu gehen, und Luna's hellen Silberschein, oder Selenen, die durch trübe Wolken blüht, zu besingen, auch wohl Liebchens Augen mit dem Morgenstern zu vergleichen, so ist doch die Poesie unserer Zeit in einer zu kräftigen Epoche herangewachsen, als daß dieselbe nicht andere, gewichtigere Interessen haben und fühlen sollte.

Anstatt sich in jenen mondbeglänzten Träumereien zu ergehen, ringt unsere heutige Lyrik mit aller Kraft danach, eine Poesie der Menschheit zu werden, aber nicht jener harmlos unglücklichen Subjecte mit Schürferstab und Panspfeife, wie Damon und Consorten, sondern die Poesie der Menschheit mit all' ihren gewaltigen Interessen der Gegenwart und der Zukunft.

Das ist das Streben unserer heutigen Lyrik; daß sie indessen ihr Ziel bereits erreicht hätte, wäre eine thörichte Behauptung. „Was nun die Lyrik als solche anbetrifft“, sagt Ch. Mundt in seiner Literaturgeschichte der neuesten Zeit; „so kann wohl ihrer ursprünglichen Aufgabe nichts mehr entgegen sein, als die, sich zu einem prickelnden Element in der Zeitbewegung zu machen, und diese sogenannte Zeitlyrik oder Oppositionspoesie, wie überreichliche Gunst man auch ihren, zum Theil unpoe-tischen Ergießungen geschenkt, und wie sehr sie auch andertheils die ihr gezollte Anerkennung verdienen mag, wird doch, so lange sie noch mehr Zeitungs- als Volkspoesie bleibt, nur für eine untergeordnete Gattung erklärt werden müssen. Ihre wahre Aufgabe ist, sich aus der bloßen Oppositionspoesie zur wahren Volkspoesie zu erheben.“

Anastasius Grün ist nun gewiß unter allen deutschen Lyrikern dieser Richtung einer von denen, die am Nächsten daran sind, diese Aufgabe zu lösen. — Unter allen Sängern der Oesterreicher war er der Erste, welcher seine Lieder zu diesen wehmüthig-kräftigen Liedern stimmte, die an das innerste Mark des Gefühls rütteln, und gerade diese unabweisbare Kraft und Gewalt, welche auch von seinen Gegnern anerkannt und gefürchtet wird, hat ihm jene Feinde erweckt. Karl Beck, ein junger talentvoller Dichter, der sich ebenfalls in neuerer Zeit einen nicht unverdienten Ruhm erworben hat und auch den von Grün eingeschlagenen Weg verfolgt, ist häufig viel weniger streng beurtheilt worden, und dennoch tritt er oft mit weit größerer Keckheit auf, als Jener. Aber die Wirkung seiner Poesie läßt auch keinen so nachhaltigen Eindruck zurück, sie ist häufig genug nur auf den rhetorischen Glanz berechnet, während Grün sich tief und fest in unseren Gefühlen heimisch zu machen weiß.

So sehen wir ihn ruhig und ernst auf der einmal sich vorgezeichneten Bahn vorwärts schreiten. — Während die Andern, welche mit ihm das gleiche Ziel verfolgen, oft ungestüm, im jugendlichen Uebermuth, ihrer Phantasie den Zügel schießen lassen, ist er stets ruhig, besonnen, gemäßig, als sei er sich seines Sieges vollkommen bewußt. — Man hat es indessen in neuerer Zeit sogar gewagt — was sollten Ueib und Mißgunst nicht wagen — den Dichter zu verdächtigen, daß sein Eifer für den Dienst der Fahne, zu welcher er geschworen, erkaltet sei; aber auch diese verleumderische Behauptung hat sich ohne allen Grund und als völlig unhaltbar bewiesen. Die Gedichte Grün's sind keine Posten der Füge, sie sind tief und warm aus dem vollen Busen des Sängers gedrungen; die Gefühle, die aus ihnen sprechen, können nicht angenommen, oder weggeworfen werden, sie sind das bleibende Eigenthum des Dichters. Aber Grün's Dichtungen knüpfen sich auch nicht engherzig an die Grenzen seines Vaterlandes, nein, sie umfassen mit gleicher Liebe alle Nationen, und der Dichter ist Weltbürger im eigent-lichsten, weitesten Sinne des Wortes. So ruft er dem Kaiser Franz zu:

Herr, gib frei uns die Gefangnen: den Gedanken und das Wort!
 Sieh, es gleicht der Mensch dem Baume, schlicht und schmucklos grünt er fort;
 Doch wie schön, wenn der Gedanke d'raus als bunte Blüthe hängt,
 Und hervor das Wort, das freie, reif als goldne Frucht sich drängt.

Dann singt er weiter von Oesterreichs Macht und Herrlichkeit, wie es gewaltig und groß dasteht im deutschen Lande; aber er prahlt nicht übermüthig mit den Eroberungen des doppelten Adlers, er weicht vielmehr ein trübes, wehmüthiges Wort der versunkenen Herrlichkeit jener Lande, durch welche das alte Kaiserreich so groß und mächtig geworden.

Auf das Verdeck des Schiffes zusammengedrängt, von allen Himmelsgegenden her, preist ein Jeder der Männer sein Vaterland, nur Einer schweigt düster und gießt endlich das gefüllte Glas in den weiten Ocean aus. Es ist ein Venetianer, der mit schmerzlich bitterem Weh in die Worte ausbricht:

Mein Vaterland, o Heimath,
 Du bist nur Wasser und Stein!

Einst glomm der Freiheit Sonne,
 Da lebte und sprach der Stein,
 Und tönte, wie Memnon's Säule
 In's Morgenroth hinein.

III

Da wogte glühend das Wasser,
Mit Purpur gürend die Welt,
Und Regenbogen schleudernd
Hinauf in's Himmelszelt!

Warum bist du erloschen,
Du schöner Sonnenschein?
Warum bist du o Heimath
Jetzt Wasser nur und Stein?

Diese Tiefe und Wärme des Gefühls, welches nicht, in krankhafter Zerrissenheit zur Verweilung getrieben, nach Dolch und Pistole greift, sondern vielmehr Trost und Beruhigung in stillfreudiger Hoffnung und in seinem Schatze unermesslicher Liebe findet, taucht überall in Grün's Dichtungen hervor. Selbst da, wo sein oft beißender Spott erbarmungsloser die Geißel schwingt, sucht er doch wieder das zu versöhnen und mit einander auszugleichen, was er zerrissen.

Mit dieser Tiefe des Gefühls verbindet der Dichter nun auch jene Anmuth der Diction, jene Vollendung der Form, diese Musik der Rede, die von Vielen eine Coquetterie der Sprache genannt wird, die aber bei Grün nichts weniger als dies, seinen Gedichten einen unendlichen Zauber verleiht.

In seinen „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ (Hamburg, 1831) und in den Dichtungen, welche er „Schutt“ betitelt (Leipzig, 1836), tritt unbestreitbar sein hohes Talent am Deutlichsten hervor. Besonders erinnern die ersteren Gedichte an jene glückliche, naive Volksthümlichkeit, in welcher Péranger für Frankreich so Ausgezeichnetes leistete. Hier bespricht er mit kräftiger Freimüthigkeit die Institutionen seines Vaterlandes; weltliche und geistliche Gesetze, die dem kühnen, frei emporstrebenden Gedanken hinderlich sind, Priesterherrschaft, Censurzwang; er weist auf die Interessen des Volkes hin, auf dessen Berechtigungen; aber will nicht etwa den geheiligten Chron der Uraknen durch tolen, frechen Uebermuth angetastet sehen, nein, er will nur Versöhnung, eine Welt voll Liebe umfassende Versöhnung:

„Deiner Kaiserstadt nicht ferne liegt ein Schlachtfeld, weit und groß,
Wo für Dich, für Land und Freiheit Deines Volkes Blut einst floß;
O bei'm Himmel, wessen Herzen für Dich bluten Du gesehn,
Dessen Geist wird wahrlich nimmer gegen Dich in Waffen rehn!“

So ruft er dem Kaiser zu, eine kräftige, deutungsreiche Wahrheit, die er noch weiter ausführt, wenn er naher auf die einzige Fessel hinweist, welche das Volk mit dem Fürsten verbinden soll und kann, auf das Vertrauen. — Eben so schön, wenn auch weniger im Volkston anklingend, aber desto reicher an poetischer Schönheit ist die vierte Dichtung im „Schutt“, die fünf Ostern, zu welcher ihm die orientalische Sage, daß Christus an jedem Ostermorgen auf dem Ölberg erscheine, um die Gegend zu besuchen, wo er als Mensch gewandelt, den Stoff gegeben hat. Der erste Ostermorgen ist der nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer; am zweiten befindet sich das heilige Grab in den Händen der Kreuzfahrer, während sie am dritten wieder vertrieben und nur psalmen singende Mönche als Hüter des Heiligthums zurückgeblieben sind. Aber diese Mönche, die bei'm vierten Besuch des Heilands zwar nicht gewichen sind, leben voll Haß und Zwietracht mit einander, nur durch die Türken selbst in Ordnung gehalten. Da nahen die Heere Frankreichs: aber der Welteneroberer kümmert sich nicht um das Kreuz auf der geweihten Stätte; die Adler Frankreichs haben andere Interessen, und

stolzen Fluges
Im Siegesglanz ziehn sie vorbei, vorbei!

Der fünfte Ostermorgen schildert die Zukunft, jene glückliche Zeit der Versöhnung. Die Liebe hat mit ihrer Unermesslichkeit diese streitenden Parteien geeint. Weder Halbmond noch Kreuz ist zu sehen, Niemand erinnert sich derselben mehr, und als zufällig das Symbol der Christenheit aufgefunden wird, sagt der Dichter:

„Das Kreuz von Stein, sie stellen's auf im Garten,
Ein räthselhaft, ehrwürdig Alterthum,
D'ran Rosen rings und Blumen aller Arten
Empor sich ranken, kletternd um und um.“

IV

So steht das Kreuz inmitten Glanz und Fülle
Auf Golgatha, glorreich, bedeutungsschwer:
Verdeckt ist's ganz von seiner Rosen Hülle,
Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr.“

Eine andere Dichtung im „Schutt“, welche gleichfalls den Prang nach Freiheit auf eine tief ergreifende Weise ausspricht, ist der Churm am Strande. Die Phantasie des Dichters hört aus dem halb verfallenen Gemäuer die Klagen des Gefangenen zu sich herüber tönen; es ist ein venetianischer Dichter, welcher wegen eines hecken Wortes hier eingekerkert sitzt; nachher erfahren wir aber, daß dieser Churm nie zum Gefängniß, sondern als Leuchttthurm gedient hat, und nun ruft der Dichter halb froh, halb schmerzlich aus:

So war der Hain des Friedens und der Liebe
Mir überschattet von dem Baum der Schmerzen!
Mich dünkt's wohl gar, des dunklen Stammes Triebe,
Sie wurzeln nur in meinem eignen Herzen.

Der Baum erlaubt uns nicht, länger bei diesen einzelnen, durchweg gediegenen Dichtungen ausführlicher zu verweilen; wir wenden uns daher noch zu einer anderen, gleichfalls nicht unbedeutenden Arbeit Grün's, und dies ist „der letzte Ritter“, ein Romankranz (Stuttgart, 1830). Der Held dieser Gesänge ist der Kaiser Maximilian; doch fehlt dem Ganzen eigentlich die Einheit, die nur dadurch, daß der Kaiser überall darin vorkommt, locker unterhalten wird. Aber auch in diesen Gedichten spricht sich der kräftige Freiheitsdrang des Dichters gewaltig aus. Er schildert die Schweiz, ungedenken der schimpflichen Niederlagen, welche Oesterreich durch die Eidgenossen erlitten, in ihrer kräftigen Freiheit, und als Maximilian den Bündnern den Krieg erklärt, überträgt er dem Herrn v. Fürstenberg die Anführung seines Heeres, und seines Ahnherrn Leopold eingedenk, der bei Sempach gefallen, ruft er aus:

Wohl könnt' ich kämpfen und sterben, wie Du so kühn und gut,
Doch will mein Schwert ich färben nie mit der Freiheit Blut.

Als bemerkenswerth fügen wir bei dieser Gelegenheit die Notiz hinzu, das die dritte Auflage dieses Werkes gegenwärtig in den österreichischen Staaten verboten worden ist.

Die Gedichte Grün's (Leipzig 1837 in der Weidmann'schen Buchhandlung 4te Auflage 1843) aus denen wir die auf den folgenden Seiten enthaltenen Proben entnehmen, tragen denselben Charakter, wie die bereits erwähnten Arbeiten. Weniger glücklich gelungen sind einzelne Dichtungen, deren Inhalt die Liebe; während in seinen Balladen sich um so tiefer das echt poetische Gemüth des Sängers ausspricht. — Man vergleiche z. B. „Der sterbende Comödiant“, „die Sünderin“ und Andere. —

So ist Anastasius Grün. Ueberall kämpfend für Recht und Freiheit, mit warmem vollen Herzen in den Feldruf einstimmend:

„Freiheit ist die große Lösung, deren Klang durchjauchzt die Welt!“

Aber seine Poesie ist nicht die erbarmungslose Waffe, bluttriefend in der Hand des rohen Kriegers, sie ist das leuchtende Schwert des Cherubs, das anvertraute Gut hütend, und in die friedliche Scheide zurückkehrend, wenn die Gefahr vorüber. —

Ueber die Persönlichkeit des Dichters können wir nicht viel sagen. Der Name Anastasius Grün ist nur pseudonym, und mit ziemlicher Gewißheit nennt man als den wahren Namen des Verfassers jener schönen Dichtungen den Grafen Alexander von Auersberg, am 11. April 1806 zu Churm am Hart in Krain geboren, und abwechselnd auf seinen Gütern, oder in Wien lebend. Mag er aber heißen, wie er will, sein Dichtername wird ewig unvergessen sein,

So lang' noch waltt auf Erden
Die Göttin Poesie.

Der Weidenbaum.

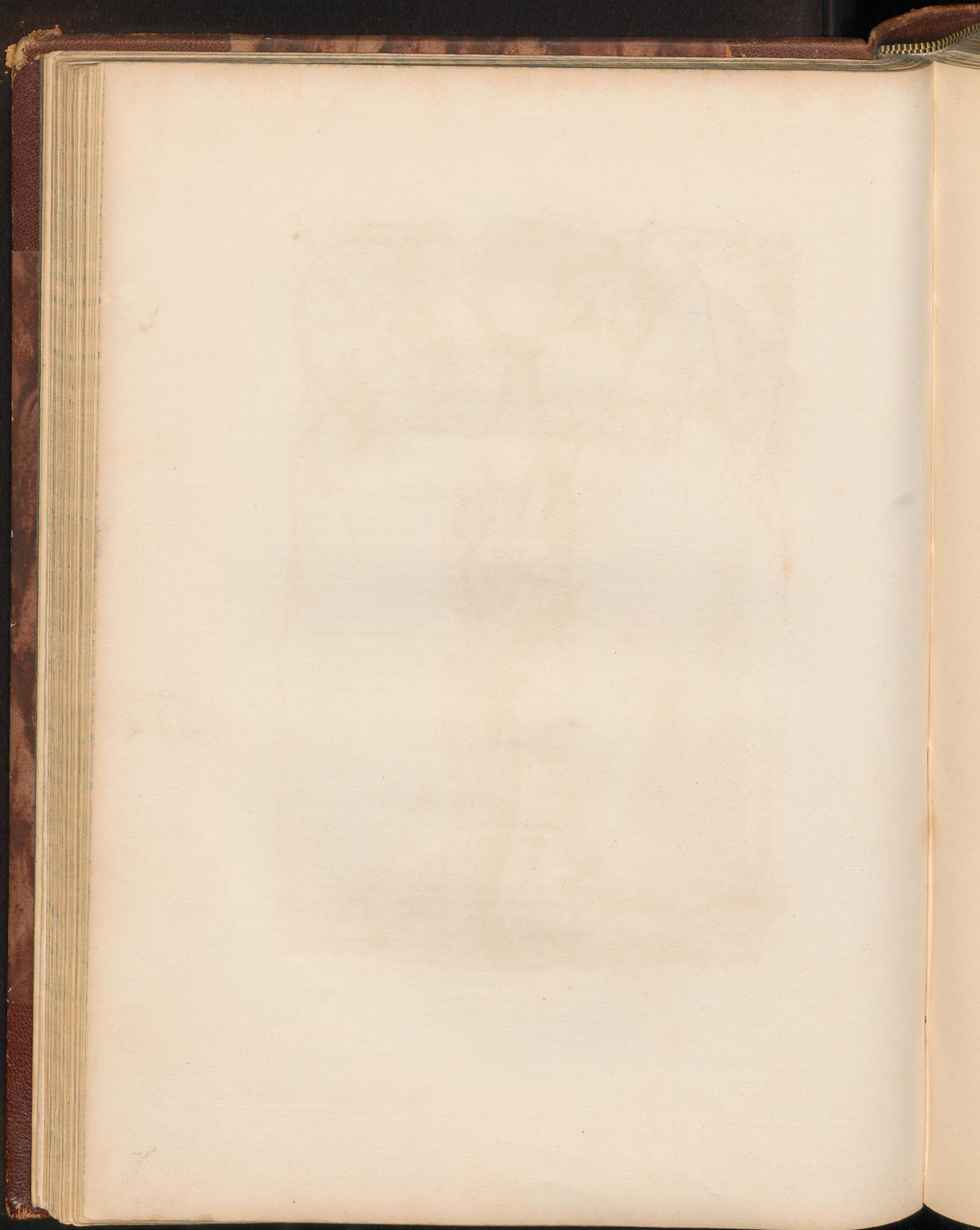
v. Anast. Grün.



Da, zu Ihr zu lagern
wagte
Sich schon Lancelot
im Moose!

Gez. u. radirt v. A. Menzel.

Verlag v. Meyer & Hofmann, Berlin.



Der Weidenbaum.



elch ein Blühen, Duffen, Duellen
In des Königs Artus Garten!
Früchte aller Zonen schwellen
Zwischen Blüthen aller Arten.

Nur am Ufer eine Weide
Steht gebeugt in stummer Klage,
Wie versenkt in tiefem Leide,
Das sie nicht auch Früchte trage.

Die gelösten Haare fallen
Nieder ihr, ein grün Versteck,
Dran die Kön'gin fand Gefallen
Und auch Lancelot, der Kech.

Auf dem Baum sitzt jetzt der König,
Im Gezweig sich wohl versteckend,
Sein gesalbtes Haupt ein wenig
Allzuweit hervor nur streckend.

Traun, das hat er fein erfonnen!
Hier will er das Paar belauschen,
Hier, wie Kund' er des gewonnen,
Pfllegt er Kuß um Kuß zu tauschen.

Sieh, die Kön'gin naht der Stelle!
Doch sie sieht die Weide prangen
In dem Widerschein der Welle,
Und die seltne Frucht dran hangen.

Ha, zu ihr zu lagern wagte
Sich schon Lancelot im Moose!
Aber schlau zum Ritter sagte
Laut Ginevra jetzt, die Loose!

„Seht die Weid' im Teiche strahlen,
Lenkt das Aug' drauf, doch genaue;
Ob euch's nennt der Blätter Zahlen?
Ob es Früchte dran erschäue?“

„Oher trägt wohl Frucht die Weide,
Oh' zählt ihr der Blätter Masse,
Als ich breche Lieb' und Eide,
Meinen Herrn und Gatten lasse.“

„Wie die Weid' auf Wellentänzen,
Ruht sein Bild in meinem Herzen,
Und ich wills mit Liebe kränzen,
Wie ihres schirmt mit Stahl und Erzen!“

Drauf der Ritter; „Ha, wie zeigen
Wellenspiegel doch genaue,
Daß sogar ich in den Zweigen
Goch ein nistend Vöglein schaue!“

„Oh' wird Mensch dieß Vöglein werden
Und in Menschenworten sprechen,
Als dem König je auf Erden
Pfllicht und Treu' ich könnte brechen.“


„So ist unserm Bund die Weiße
Für des Königs Heil beschieden;
Schützt im Kampf ihn meine Treue,
Schmückt ihn eure Lieb' im Frieden.“

Artus nickt als wangenrother
Apfel froh aus Zweigeshallen
Und fast vor Entzücken droht er
Ueberreif vom Baum zu fallen.

Spät im Zwielicht, müden Leibes,
Schleicht er stille sich nach Hause;
Die Beckländler seines Weibes
Sperret er tief in Thurmesklause.

Und du darfst nun nimmer klagen,
Schöne Weide, da du heute
Frucht von feltner Art getragen,
Dran gar Mancher sich erfreute.

Die Sünderin.

insam liegt ein Häuschen, abgelegen,
Hart am Meer, das an die Wände braust,
Daß sie ewig zitternd sich bewegen,
Wie so manches Herz, das drinnen haust.

Dieses niedre Pfortlein, wills nicht deuten,
Daß nur Niedres ungehemmt hier zieht,
Doch der Kleinheit Kranz, beim Drübenschreiten,
Leicht vom Haupt sich abstreift und verblüht?

Denn ein Tempel ist, der Sünd' erschlossen! —
Und doch steht, wie glänzt das Frühroth drauß,
Daß er, wie aus reinem Gold gegossen,
Ragt als heil'ger Sonnentempel auf!

Gorch, des schmalen Fensters Flügel klingen!
Und es blickt mit welchem Busenstrauß,
Fahlem Kranz und schlaffen Lockenringen
Eine Priest'rin dieses Doms heraus.

Blas' sind ihrer Wangen kalte Flächen,
Wie des Richters weißes Pergament,
Das des Schuldigen geheimniß' Verbrechen
Und zugleich sein strenges Urtheil nennt.

Wie so matt die trüben Augen schimmern
Fast wie Kerzen, über Nacht gebrannt,
Die nun kärglich fahl und müde flimmern,
Seit der goldgelockte Tag erkand.

Blumen prangen dort in bunten Farben,
Die begießt sie jetzt, daß fort sie blühen; —
Wenn im Herzen schon die Blumen starben,
Läßt man gern sie vor den Fenstern glühen.

Zwischen Rosen, Ampeln, Engelschören
Steht ein Bild der Himmelskönigin;
Dort der ewigen Lampe Gluth zu nähren
Bringt sie Del, wie Vesta's Priesterin!

Neue Blumen geht sie jetzt zu pflücken,
Zwei Gewinde fügt sie tänzelnd draus,
Einen Kranz, Mariens Haupt zu schmücken,
Für sich selbst dann einen Blumenstrauß.

Scheints nicht reinstes Hochgefühl des Weibes,
 Das so arglos hier mit Kränzen spielt,
 Weil es selbst den Schooß des eignen Leibes
 Einen Heiland werth zu tragen fühl't?!

Künstlich schminkt sie nun die blassen Wangen,
 Und doch nenn' ich Schamroth dieses Noth,
 Denn sie läßt es auf dem Antlitz prangen
 Ach aus Scham, daß es so blaß und todt!

Nun das rosge Haupt sie laß und lose
 In die weißen Hände niederbeugt,
 Scheints nicht eine müde Purpurrose,
 Auf zwei Nachbarlilien hingeneigt?

Und so starrt sie schweigend in die Welle,
 Unter ihr schlägt wild die Brandung an,
 Aber fern ist Frieden, Tageshelle,
 Heitre Ruhe, ebne Spiegelbahn.

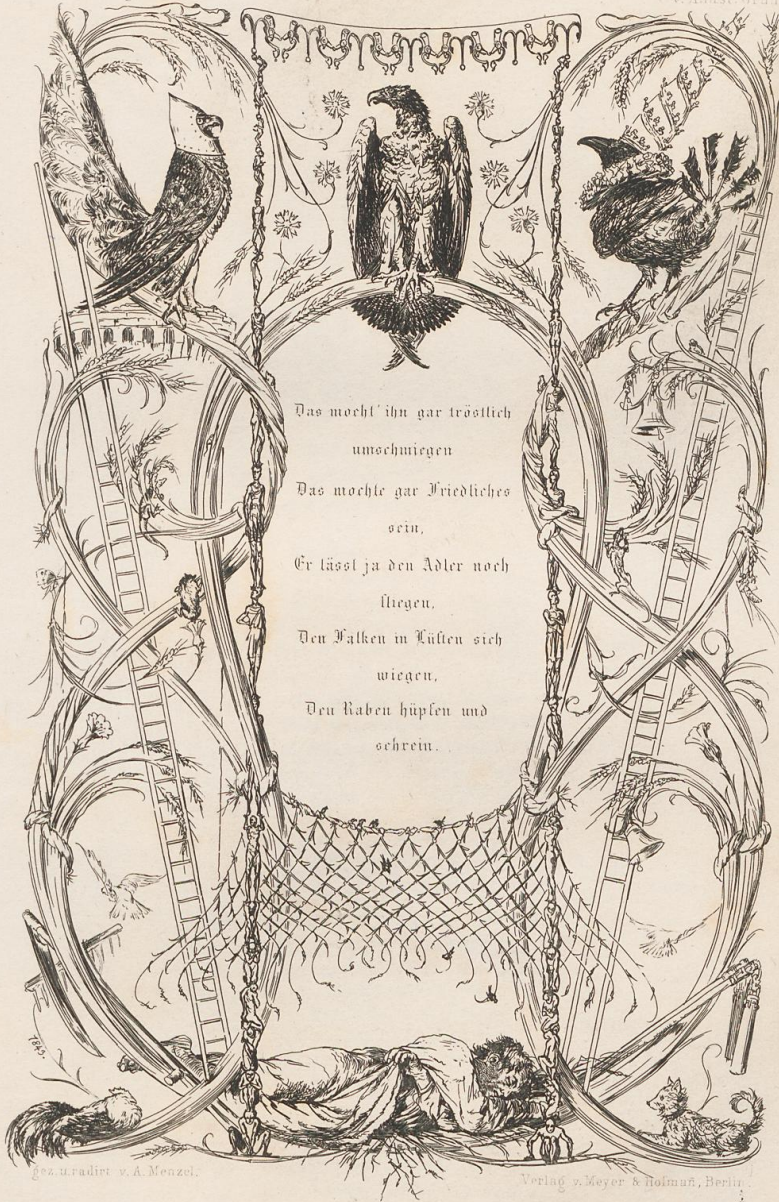
Und so späht sie starr durch Lust und Wogen
 Nach dem längsterloschnen Morgenstern,
 Fernhin, wo die weißen Segel zogen,
 Ihrer Unschuld Bild, so weiß, — so fern!

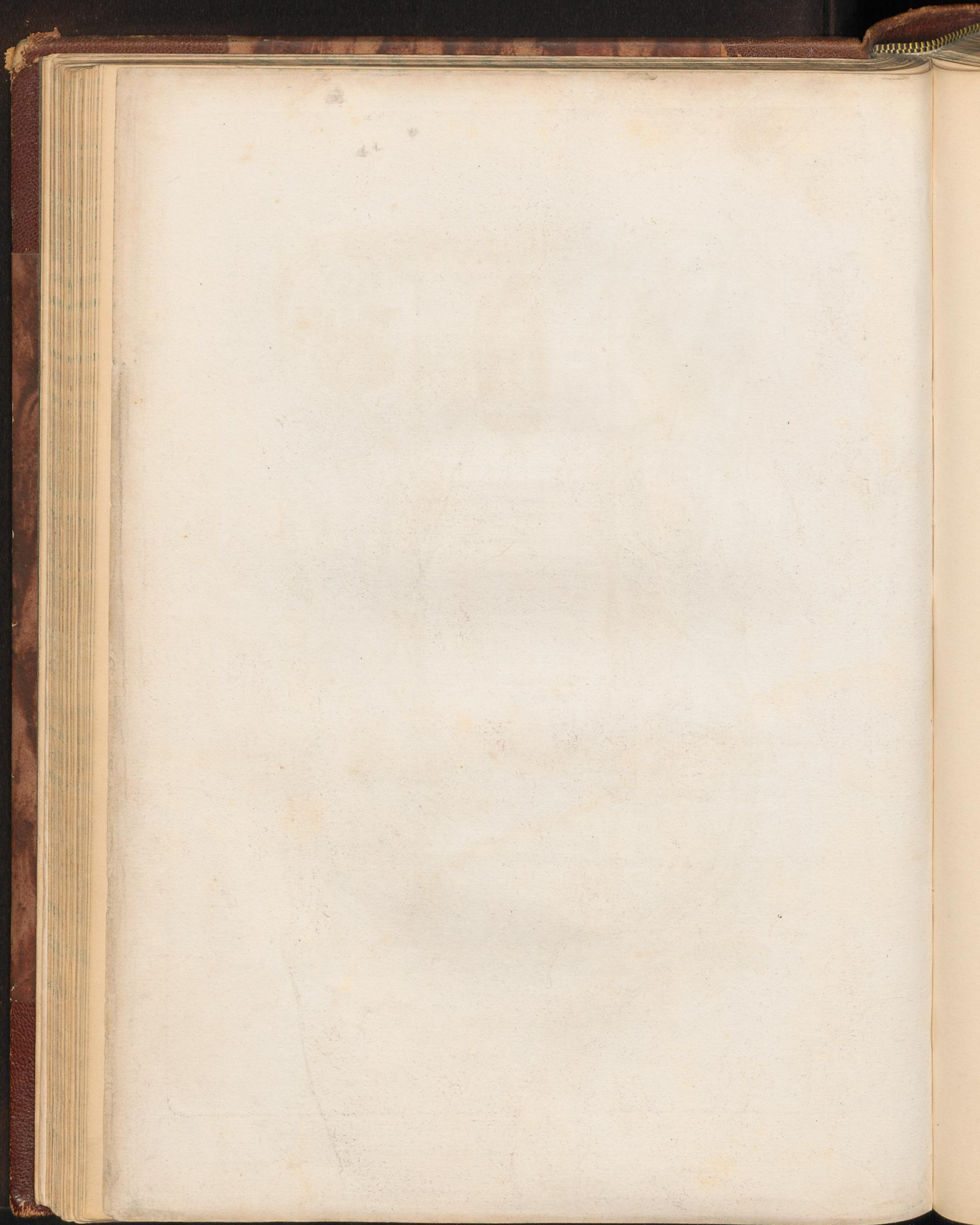
Weint sie nicht? — Kind wein' ins Meer nur nieder
 Dieser Perlen Schrein wird doch nie leer,
 Deine Augen füllen bald sich wieder,
 Und an Perlen reicher wird das Meer.

Schimmre fort, du rosge Morgenröthe,
 O verklär' ihr fort das Angeficht! —
 Ha, inmitten ihrer Blumenbeete
 Wie verklärt sie steht, wie rein, wie licht!

Und sie ist nur eine welcke Blume
 Von der Paradiesrose: Weib,
 Trümmer nur vom schönsten Heiligthume,
 Ach, ein tiefgefallen, sündig Weib!

Und doch könnt' ich knien hier und beten,
 Beten, weinen, wie vor Heil'gen schier!
 Eine Rose liegt am Weg zertreten,
 Und ein ganzer Himmel wohl mit ihr.





Z i n s v ö g e l.



Im vollen Entenwagen
Froh wallte der Bauer einher,
Die Entenkranze, sie lagen
Auf garbenbeladenen Wagen,
Die Köpfelein zogen gar schwer.

Ein Adler flog an den Wagen:
„Mein Bäuerlein, halt, ich bin's!
Daß Füchse dein Huhn nicht nagen,
Verberg ich's in meinem Wagen;
Lab' ab mir den Schußherrnzins!“

Ein Falke flog in den Räumen:
„Mein Bäuerlein, halt, ich bin's!
Ich lasse dein Saatsfeld keimen,
Wie Sonn' und Hagel es reimen:
Lab' ab mir den Bodeninzins!“

Gehüpft kam auch ein Rabe:
„Mein Bäuerlein, halt, ich bin's
Daß ich, der einft dich begrabe,
Zu überleben dich habe,
Lab' ab mir den Sterbezins!“

Zur Scheuer rollte der Wagen,
Die Köpfelein zogen nicht schwer;
Die Entenkranze nur lagen
Und soviel Garben am Wagen,
Daß Einer drauf schlafe, nicht mehr!

Der Bauer betet gen oben:
„Es soll, hilf Herre des Alls,
Der Adler mein Blei noch erproben
Der Falk' in den Schlingen mir toben,
Umdreh' ich dem Raben den Hals!“


Hui sank er auf's Stroh, ein Mäder,
Und an ein Schnarchen gieng;
Da schwebten vom Himmel hernieder
Zwei Täublein im Silbergesieder,
Eins rechts zu ihm, eins links.

Sie fächeln ihm mit den Schwingen
Den Schweiß vom Stirnenrund,
Die goldnen Schnäblein klingen.
Was sie ins Ohr ihm wohl singen?
Süß lächelt und lispelt sein Mund.

Das mocht' ihn gar freilich unerschmeien,
Das mochte gar Friedliches sein,
Er läßt ja den Adler noch fliegen,
Den Falken in Lüften sich wiegen,
Den Raben hüpfen und schrein.

Dieß Kiedlein, in blühenden Gagen
Sangs Einer vom Falkengeschlecht,
Hat oft von den Entewagen
Sein Futter sich heimgetragen,
Weiß Gott, es schmeckt ihm nicht recht.

Der Invalide.

 Im Gartenplan vor der Schenke
Sitzt der alte Invalide,
Erzählt von Schlachten und Siegen
Und singt manch flammend Lied.

Des Dorfes blühende Jugend
Umlagert ihn rings im Gras,
Die rosig'n Mädchen füllen
Gar fleißig ihm das Glas.

Ein Kindlein auf seinem Schooße
Spielt ihm in Bart und Haar;
Mit seinem Stock und Säbel
Steht Wacht ein Knabenpaar.

Des Dorfes Schulfmagister,
Der Kinder grimmer Tyrann,
Sein alter Spielfamerade,
Sitzt neben dem Krückenmann.

Jetzt streift der Invalide
Den einen Armel hinauf:
„Nun will ich euch was erzählen,
Nun, Kinder, horchet auf!“

Und näher rückt dem Greise
Aufhorchend der Knaben Schwarm:
Weh, was für böse Schnörkel
Trägt eingebrannt dein Arm?

„Ich will die Zeichen euch lesen,
Schlimm sind die Züge nicht!
Denn wer sie versteht, dem deuten
Sie die halbe Weltgeschichte!“

„Am blühenden Strand der Loire
Wuchs ich zum Jüngling heran,
Da lächelte wie ein Bräutchen
Hohlfelig das Glück mich an.

„Am blühenden Strand der Loire
Ward ein herrliches Mädchen mein;
Da schnitt in den Arm dies Herzlein
Und unsere Namen ich ein.

„Da schien zu Paris der König
Mir gegen mich nur ein Wicht;
Zwar kamm' ich nur aus den Münzen
Sein gutes, rundes Gesicht.

„Dit fragt' ich, warum auf den blanken
Sein Kopf allein wohl steht?
Wie hätt' ichs damals errathen,
Daß ich nun gar ein Prophet!

„Ginst klang's und flammt' es im Thale
Von Helbruf und Waffenschein,
Und jubelnde Schaaren brachen
Halbnackt und wild herein.

„Sie schwangen blutrotte Mützen
Auf hohen Lanzen empor,
Sie jauchzten: Freiheit, Freiheit!
In vollem rauhen Chor.

„Der Klang thät mir gefallen,
Ich trat in ihre Reihn,
Sie brannten die flammende Mütze
Als Bundeszeichen mir ein.

„Ginst trat vor unsre Schaaren
Ein Mann gar ernst und bleich;
Er frug nicht, ob wir gehorchten?
Er gebot, wir folgten sogleich!

„Er hielt einen stolzen Adler
In seiner kräftigen Hand,
Er rief mit donnernder Stimme:
Für Ruhm und Vaterland!

„Sein Ruf thät uns gefallen,
Wir folgten mit Jubelgeschrei;
Dit mocht' uns dünken, als ob er
Wohl selbst der Adler sei.

„Der Nar that gute Flüge,
Er hielt nur kurze Raft
Auf Afrika's Pyramiden,
Auf Moskau's Zarenpallaß;

„Zu Wien auf dem Stephansthurme,
Auf dem Vatikan zu Rom;
Am liebsten von Notre Dame
Sah er auf der Belfer Strom.

„Bei Mörserklang und Helbruf
Und Siegesflammenschein
Brannt' auf den Arm den Adler
Mit glühendem Stahl ich ein.

„Der Nar that gute Flüge,
Zulezt entschwand er dem Blick,
Und ach wir sah'n ihn nimmer,
Und nimmer kam er zurück!

„Drauf brängten uns fremde Schaaren,
Sie strömten Hord' auf Hord',
O, alte Bekannte aus Feldern
Von Süd und Ost und Nord!

„Sie riefen: Frieden, Frieden!
So riefen seit Jahren sie schon.
Doch wie sie sonst es riefen,
Klang's einen ganz andern Ton.

„Rechtmäßigkeit und Frieden!
So riefen sie alle im Verein,
Und brannten die Städte uns nieder
Und stampften die Saaten uns ein.

„Sie schleuderten Friedenspalmen
Mit blutigen Schwertern empor,
Und krachende Kanonen
Svien weiße Liljen hervor!

„Solch eine glühende Blume
Fiel auf den Arm auch mir,
Und eingebrannt blieb seither
Das Zeichen der Lilje hier.

„So trag' ich auf meinem Arme
Die halbe Weltgeschichte;
Herz, Müße, Adler und Lilje,
Die geben mir treuen Bericht!

„Die Müße ist längst zerrissen,
Der Ad'ar flog ins Sonnenlicht,
Ginst welken auch die Liljen,
So wie dieß Herz einst bricht.

„Ich setze meinen König
Zu meinem Erben ein,
Und dieser Arm mit den Schnörkeln
Der soll sein Erbstück sein.

„In ein vergüldetes Kästlein
Leg' er den Arm sodann,
Wie jener alte König
Mit den Liedern Homers gethan.

„Der las des Tages mindestens
Ein Verslein, einen Spruch;
So lese mein König fleißig
In meinem Historienbuch.

„Nun, Pädagog, was sagt ihr
Zu meiner Weltgeschichte? —
Der meint: In usum Delphini
Wär' sie so übel nicht!

Elfenkönig O'Donoghue.

Die Maionsonn' kommt aus dem See gezogen
Wie eine Kön'gin aus des Bades Fluth,
Noch schwimmt der Purpurmantel auf den Wogen,
Sind's glüh'nde Fluthen, ist es süß'ge Gluth?
Weißbärtige Diener dort: die alten Berge,
Sie bringen Goldgeschmeid', der Schönheit Zoll;
Die jungen Hügel hier: dienstfertige Zwerge,
Sie sehn, mit Blumen alle Hände voll.

Seht nun, wie's kocht im schäumenden See!
Ausprühl's, wie fläubende Flocken von Schnee,
Und wühlt, wie mit Rosschuf, sich hervor,
Und glitzert, wie flammende Panzer, empor.

Auf weißem Roffe steigt, im Waffenglanze,
Ein junger Held aus der gespalt'nen Fluth;
Ob auch das Schlachtschwert an den Lenden ruht,
Schlingt doch ums Haupt der Delzweig sich zum Kranze.

Ob Schild und Panzer sich zum Kriegeschmuck eine,
Spricht Frieden doch die milde Gluth des Blicks,
Und ob er auch der rauhe Kriegsgott scheine,
Ist Schutzgeiß er des Friedens doch und Glücks.

In kühlen Fluthen, da blüht sein Reich,
An Fried' und Segen ist keines ihm gleich
Und daß er auch segn' und beglücke die Welt,
Erscheint mit dem Kreuz alljährlich der Heilb.

Vor Allen doch will er die Menschen segnen,
Die seiner stillen Friedensbahn begegnen;
Beglückt wer ihm ins Auge schauen kann!
Da zündet Lieb' ihr milbes Licht sich an,
Der goldne Friede blickt aus seinen Augen,
Und Elend wandelt sich in blühend Glück,
Der blasse Tod selbst könnte Leben saugen,
Und Siechheit Kraft aus seinem Wunderblick.

Hierher, o Freundschaft, den welkenden Kranz!
Nach sprüh'n die Blumen im Frühlingsglanz.
O Wehmuth, hierher dein gebrochenes Herz!
Bald schlägt es entseßelt von Sorg' und Schmerz.

Seht seine Schaar in Schneegewändern glänzen,
Von Perlen trieft das weiche Lockenhaar,
Hier bieten Jungfrau'n goldne Früchte dar,
Dort winken Jünglinge mit Blüthenkränzen.
Und über'm Wasser singt's wie junge Duellen,
Wenn Rosen singen könnten, wär's ihr Klang;
Ist das ein Frühlingspsalm der jungen Wellen?
Ist's liebestrunken Elfen Zauberlang?

„Hierher all ihr Menschen und hierher den Blick!
Göttlich naht und spendet euch Glück;
Die Sonn' ist erglüht, o seht, wie sie blinkt!
Das Glück ist erblüht, o seht, wie es winkt!“

Da hüßt der Gießbach froh in schnellerm Drange,
Fromm blickt das Weibchen blauen Aug's empor,
Zur Sonne steigt ein junger Lerchenchor,
Und Ros' an Rose lehnt die glühnde Wange;
In Morgenwolken taucht die Fichte kühn,
In Kitzkronen Diamanten blinken,

Wie Freudenfeuer glüh'n der Berge Zinken.
Und Gräber kleiden sich in Hoffungsgrün.

Und was sich noch regen und singen kann,
Laut schwebt's im Liedersturme heran:
Ach, aber kein Mensch vernahm den Gesang,
Kein Mensch die weiten Gefild' entlang! —

Schon will mit seiner Schaar hinab der Held
Ins Reich des Friedens, in die Heimathwelt;
Noch einmal flammt der Schild, die Panzer glänzen,
Noch einmal scharrt der Rosse Silberhuf,
Noch einmal winkt es mit des Segens Kränzen,
Noch einmal freundlich lockt des Liebes Ruf;
Sieh da, jetzt kann's sein forschend Aug' erspähn:
Ein Menschenpaar auf blum'gen Ufershöhn!

Im Grünen, da ruht ein liebendes Paar,
Das blickt sich ins Antlitz, so innig und klar,
Das blickt sich ins funkelnde Aug' hinein
Und sieht nicht die Welt, sieht sich nur allein.

Der Kranz winkt wieder, ach, sie sehen nicht!
Gesang ertönt, umsonst, — sie hören nicht!
Der Held blickt segnend auf die Fluren wieder,
Jetzt aber fährt er in die Fluthen nieder,
Die lust'ge Gessenschaar sinkt tönend ein,
Und ruhig drüber rauscht der Wogen Rhein.
Doch, wo versunken sie, an jener Stelle
Taucht nun ein Blumeneiland aus der Welle.

Die Liebenden ruhn umschlungen, wie vor,
Nur seliger vochen die Herzen empor,
Der Himmel ist doppelt goldig und licht;
Doch wie es so kam? — sie wissen es nicht.

Aus: „den Spaziergängen eines Wiener Poeten“.

Sein Bild.



icht umvogt von Volksmenge ragt ein lustig, farbig Zelt;
Si, was doch die bunte Hülle wohl für einen Schatz enthält?
Birgt sie nicht die schönste Perle, Muscheln gleich, im schlichten Schrein?
Hüllt sie nicht das schönste Antlitz, wie ein neid'icher Schleier ein?

Glockenklang, Kanonendonner! — Sieh, die Zeltens-Hülle sank,
Und enthüllt ein riesig Standbild, erzgegossen, hell und blank!
Wie zur Huld'gang trat die Sonne jetzt auch aus dem Nebelflor!
Jauchzend, daß die Sterne bebten, schlug des Volkes Muf' empor!

Ruhig auf granitnem Sockel schwebt das Kaiserbild voll Glanz,
Um die Schläfe keine Krone, nur den selbst errungenen Kranz!
Hoch zu Ros, das Anflig lächelnd, und empor die rechte Hand
Sanft erhoben, wie zum Segen, über sein geliebtes Land.

Sa, du bist es, weiser Joseph! — Voll von Kraft, und Muth und Klang,
So im Bilbe von Metalle, wie dein Leben all' entlang!
Dem getreu und fühl' beharrlich, was als edel du erkannt,
Und an deinem großen Werke bauend fest mit eherner Hand!

Ein Despot bist du gewesen! doch ein solcher wie der Tag,
Dessen Sonne Macht und Rebel neben sich nicht dulden mag,
Der zu dunklen Diebeschluchten die verhasste Leuchte trägt,
Und mit goldner Hand an's Fenster langer Schläfer rastlos schlägt.

Ein Despot bist du gewesen! doch, fürwahr, ein solcher bloß,
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht erbarmungslos;
Der den ärgsten Griesgram lustig mit dem hellsten Thau besprengt,
Und mit seinen Festeskränzen selbst den ärmsten Strauch behängt.


Drum mit Recht gab dir der Bildner Brust und Stirn und Hand von Erz!
Aber küssen, brünstig küssen möchte ich diese Hand von Erz! —
Doch, ich weiß nicht, ist es Laune, ist es kind'scher Unverstand!
Aber eine Rose gerne sah' ich in der ehernen Hand!

All' dein Ringen nach dem Lichte, all' dein Thun in ernster Zeit,
Gleichs nicht einer Hand von Eisen, die uns eine Rose beut?
Ein beharrlich ernstes Kämpfen, um ein morgenrothes Land!
Drum, o. legt ihm weich die Rose in die harte, ehrene Hand!

Was er seinem Volk geboten, war's des Frühlings Bote nicht?
Drum im Kampf er ausgedauert, flammt es nicht aus Morgenlicht?
Drauf ein! unverrückt sein Auge, war's nicht roth'ger Freiheit Pfand?
Drum die Rose allzugern sah' ich in der ehernen Hand!

Ach, es will der Freiheit Rose uns im Garten nicht gedeih'n;
Ohne Rose doch kannst nimmer, Erzkolos, sein Bild du sein!
Nur ein Bildniß unsrer Zeiten dünkt' du mir zu dieser Frist,
Dem die ehrene Hand geblieben, doch die Ros' entfallen ist.

Unsere Zeit.

uf dem grünen Tische prangen Kreuzfir und Kerzenlicht,
 Schöff und Rätke, schwarz gekleidet, sitzen ernst dort zu Gericht,
 Denn sie luden vor die Schranken, unsre Zeit, die Frevlerin,
 Weil sie trüb' und unheildrohend und von Sturmbevegtem Sinn!

Doch es kommt nicht die Verurthe, denn die Zeit, sie hat nicht Zeit,
 Kann nicht stille stehn im Saale weltlicher Gerechtigkeit,
 Während sie zwei Stunden harren, ist sie schon zwei Stunden fern;
 Doch sie sendet ihren Anwalt, also sprechend zu dem Herrn:

„Lästert nicht die Zeit die reine! schmäh't ihr sie, so schmäh't ihr Euch!
 Denn es ist die Zeit dem weißen unbeschrieb'nen Blatte gleich.
 Das Papier ist ohne Makel, doch die Schrift darauf seid Ihr!
 Wenn die Schrift juht nicht erbaulich, nun was kann das Blatt dafür?

Ein Pokal durchsicht'gen Glases, ist die Zeit so hell und rein;
 Wollt des süßen Weins ihr schlürfen, gießt nicht eure Hefen drein!
 Und es ist die Zeit ein Wohnhaus, nahm ganz stattlich sonst sich aus;
 Freilich seid ihr eingezogen, scheint es oft ein Narrenhaus.

Seht, es ist die Zeit ein Saatsfeld; — da ihr dies drin ausgesä't
 Ei, wie könnt Ihr Euch drob wundern, daß es nicht voll Rosen steht?
 César sticht auf solchem Felde Schlachten der Unsterblichkeit,
 Doch auch Memmen zum Entlaufen ist es sattfam, groß und breit.

Die Zeit ist eine stumme Harfe; — prüft ein Stümper ihre Kraft
 Heulen jammernd Hund' und Kater in der ganzen Nachbarschaft! —
 Nun wohl, so greift begeistert, wie Amphion, fest darein,
 Daß auch Stern und Wald Euch lausche, Leben fahre in den Stein.

